XXIX. Jahrg. Berlin, den 16. Oktober 1920 Nr. 3



Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 22 Mk., das einzelne Heft 2,00 Mk.



BERLIN
Verlag der Zukunft
SW47, Großbeerenstraße 67.
1920

Abonnementspreis (vierteljährlich) M. 22.—, pro Jahr M. 88.—; unter Kreuzband bezogen M. 24.60, pro Jahr M. 98.40. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47, Großbeerenstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.

Anzeigen-Verwaltung der Wochenschrift „Die Zukunft“
Verlag Alfred Weiner,
Berlin W8, Leipziger Straße 39.
Fernsprecher: Zentrum 762 u. 10647.



Berlin, den 16. Oktober 1920

Wien als Welthauptstadt

I. Voraussetzungen.

1. Geographische Verhältnisse:

Wien liegt an der Peripherie Oesterreichs;

Wien liegt an der Peripherie des deutschen Sprachgebietes;

Wien liegt nah der Dreiländergrenze von Oesterreich, Ungarn und der Czechoslowakei;

Wien liegt im Centrum Europas.

2. historische Verhältnisse:

Wien war nie Hauptstadt eines Nationalstaates;

Wien war stets Hauptstadt eines Völkerstaates;

Wien war eben so Hauptstadt der deutschen Oesterreicher wie der galizischen Polen und Ukrainer, der Czechen, Slowenen, bosnischen Serben, bukowiner Rumänen, einst auch der Ungarn, Kroaten, Slowaken, Belgier, Lombarden und Venezianer;

Wien war die Residenz (nicht einer deutschen, sondern) einer internationalen Dynastie.

3. nationale Verhältnisse:

Wiens Stadtvolk besteht aus Deutschen, Czechen und Juden; die Relativzahl der Deutschen sinkt stetig;

die Deutschen Wiens sind nicht Germanen, sondern eine germanisch-keltisch-slawische Mischrasse mit magyarischem und jüdischem Einschlag;

Wien ist eine zweisprachige Stadt mit deutscher Mehrheit und czechischer Minderheit;

Wiens Kultur ist eine deutsch-jüdisch-slawische Mischkultur;

Wien liegt kulturell zwischen nordischem und mittelländi-

schem, dem östlichen und dem westlichen Europa: auch kulturell ist Wien die Stadt der Mitte;

Wien ist, trotzdem die Mehrheit der Einwohner Deutsch spricht, keine deutsche Stadt; das übrige Oesterreich aber ist kerndeutsches Land.

4. politische Verhältnisse:

Wien hat zwei, das übrige Oesterreich vier Millionen Einwohner;

Wien ist die drittgrößte Stadt des eurasisch-afrikanischen Festlandes; Oesterreich einer der kleinsten und wahrscheinlich der ärmste aller Staaten;

innerhalb eines Staatsganzen ist ein gerechter Ausgleich zwischen so unproportionirten und einander fremden Elementen wie Wien und Oestereich unerreichbar: entweder wird die deutsch-österreichische Provinz zum erweiterten Stadtgebiet Wiens degradirt und rechtlos oder der Weltstadt Wien werden vom Bauervolk Deutschösterreichs die Lebensformen vorgeschrieben;

Wien will die Provinz, die Provinz Wien beherrschen;

Wien ist erbittert gegen die Provinz, die Provinz gegen Wien;

Wien ist wegen seiner excentrischen Lage, seiner kosmopolitischen Vergangenheit, der Verschiedenheit seiner Kultur und Volksart und schließlich wegen seiner unproportionirten Größe zur Hauptstadt des deutschen Oesterreichs vollkommen ungeeignet.

II. Vorschläge:

1. Politische Trennung Wiens von Deutsch-Oesterreich und Gründung einer eigenen wiener Stadtrepublik:

Oesterreich könnte als Hauptstadt Linz, Graz oder Salzburg, Niederösterreich Sankt Pölten oder Wiener-Neustadt wählen;

Oesterreich hätte die Möglichkeit zu einer kantonalen Entwickelung; wünscht es den Anschluß an Deutschland, so dürfte ihm der Völkerbund um den Preis der Internationalisirung Wiens diese Erlaubniß leichter ertheilen: das Schicksal des österreichischen Alpenvolkes ist weltpolitisch bedeutunglos.

2. Verlegung der Dreiländergrenze nach Wien:

Durch Erweiterung des wiener Stadtgebietes nach Osten; durch Abtretung des nordöstlichen Niederösterrreich an die Czechoslowakei (Verkauf oder Tausch gegen Deutschsüdböhmen); durch Ueberlassung eines Korridors südlich der Donau an Ungarn;

Wien würde so im Westen an das deutsche Oesterreich, im Osten, nördlich der Donau, an die Czechoslowakische Republik, südlich der Donau an Ungarn grenzen;

die dadurch bedingte Abtretung deutschen Sprachgebietes würde die deutschen Minoritäten in Böhmen und Ungarn stärken, die wirthschaftliche Lage der abgetretenen Deutschösterreicher sich durch ihre Verwandlung in Deutschböhmen und Deutschungarn verbessern; die Nachtheile dieser Grenzberichtigung verschwünden neben den um diesen Preis errungenen weltpolitischen Vortheilen;

Wien kann nur durch diese Grenzverschiebung selbständig, kann sonst immer von Oesterreich blockirt werden.

3. Wiederherstellung der alten Handelsbeziehungen zwischen Wien und den Nationalstaaten durch Aufhebung der Wirthschaftschranken:

Wien als Hauptmarkt des erweiterten Balkans; das Vertrauen seiner Nachbarn kann es nur erwerben, wenn es seine politische Verbindung mit Deutsch-Oesterreich löst, aufhört, Hauptstadt eines der Nachfolgestaaten zu sein, und auf jeden politischen Ehrgeiz verzichtet.

4. Neutralisirung von Wien:

Nach dem Muster von Tanger, Danzig und dem künftigen Konstantinopel;

Wien als europäischer Freihafen an der Donau, als Brücke zwischen West und Ost, Nord und Süd;

Wien wird nach völliger Entpolitisirung reine Handels-, Industrie-, Kultur- und Fremdenstadt.

5. Internationalisirung von Wien:

Wien, einst Hauptstadt eines Völkerstaates, wird Völkerstadt, Kosmopolis; stellt sich unter Schutz und Kontrole des Völkerbundes und gründet polyglotte Hochschulen, Akademien, Kunstinstitute.

6. Verlegung des Völkerbundsitzes nach Wien:

Wien, als einzige internationale, neutralisirte Weltstadt des europäischen Kulturkreises, ohne politisches Hinterland, wäre zum Sitz des Völkerbundes vorbestimmt; da es weder ein Land noch ein Volk repräsentirt, würde seine Vorzugsstellung nicht den Neid anderer Länder und Völker herausfordern.

Wien hätte aber auf diese Sonderstellung nur Aussicht, wenn es auf seine Stellung als Hauptstadt Oesterreichs verzichtet; denn nie wird der Völkerbund seinen Sitz in das Land

verlegen, dessen Hauptschuld am Weltkrieg erwiesen ist; nie kann Wien Hauptstadt eines deutschen Staates und zugleich der Welt sein. Die Entente kann nicht riskiren, daß, sollte der Anschluß doch einmal Ereigniß werden, der Völkerbund seinen Sitz in Deutschland hat. Diese Bedenken blieben auch dann bestehen, wenn Wien zwar politisch von Deutsch-Oesterreich getrennt, geographisch aber von ihm eingeschlossen würde.

III. Ergebnisse:

Wien als Metropole Europas; zu dieser Stellung prädestinirt es seine geographische Lage im Centrum Europas, am Kreuzungpunkt der wichtigsten Verkehrs- und Handelsstraßen dieses Erdtheiles, am Berührungpunkt dreier Kleinstaaten; seine Vergangenheit als Hauptstadt eines Internationalstaates; seine Neutralität und Internationalität; das fremdenfreundliche, nicht chauvinistische Wesen seiner Einwohner; endlich die Fülle seiner Staats- und Prunkgebäude (Parlament, Hofburg, Ministerien, Schönbrunn, Belvedere usw.).

Als Sitz aller internationalen Anstalten und Kongresse könnte Wien einen hohen kulturellen und wirthschaftlichen Aufschwung nehmen; als wirthschaftliches Hinterland gewönne es das erweiterte Gebiet der früheren Donaumonarchie, als kulturelles die Welt; Handel, Industrie, Fremdenverkehr würden blühen und Wien aus der Hauptstadt eines verarmten Kleinstaates wieder in seine Stellung als Weltstadt heben.

Oesterreich wäre erlöst von der unharmonischen Verbindung mit seiner viel zu großen Hauptstadt; es hätte freie Bahn in eine ihm taugliche Staatsform; es würde durch den Wegfall der wiener Czechen ein national einheitlicher Staat; und der Aufschwung Wiens würde auch ihm mittelbar nützen.

Die Czechoslowakische Republik erhielte durch die Grenzberichtigung eine werthvolle Arrondirung an ihrer schmalsten Stelle; außerdem die volle Gewähr für die Gleichstellung der Czechen mit den deutschen Bürgern Wiens.

Ungarn erwürbe das ganze rechte Donauufer zwischen Wien und Budapest.

Dem Deutschthum würde Wien der Punkt natürlichen Nahverkehrs mit der Weltkultur.

Europa gewönne ein neutrales Kulturcentrum; und die Wunde in seinem Herzen könnte vernarben.

Wien.

Dr. Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi.

Goethe und Schiller*)

In einem Saal voll kalten Glanzes stehen ein paar Hundert junger Leute aufgereiht, mit geschlossenen Hacken, Köpfe, Figuren ausgerichtet, denn vor ihnen droht, streng und dunkel, ihr alter Herr und Herzog von Württemberg, um Kritik an seiner Militärschule zu üben. Hinter und neben ihm stehen im leise sprechenden Halbkreis einige Hofleute, doch auch Gäste sind da, aus Weimar, des Herzogs junger Vetter, und neben ihm sein Freund, der Dichter und Minister. Nun lobt der Herzog den Fleiß der Tüchtigen, und wie er vom Instruktor eine Liste entgegengenommen hat, ruft er die besten Schüler vor und drückt ihnen, mit einem Blick, mehr mahnend als rühmend, Prämien in die Rechte. Mit abgemessenem Gruß danken stumm die Preisträger, an ihres Herrn Miene hängend, denn sie fürchten ihn.

Nur Einer blickt nicht auf den Herrn, er hört nichts, sieht nicht, wer die Preise gewinnt, die er gern auch gewänne; sein Blick ist nur in die Gestalt jenes Fremden verklammert, der dort in dunklem Anzuge etwas zurücksteht. Wie er den Schweigenden schweigend zu ergründen trachtet! So also sieht ein Dichter aus, den Ruhm und Ehren schmücken? Nicht strahlender, nicht schöner? Bleich und schmal blickt er, fast wie sein Werther, bald schaut er aus großen Forscheraugen auch zu mir herüber, jetzt . . . Daß ich ihn mit den Blicken festklammern, daß ich ihm an die Brust springen und rufen könnte: Et in Arcadia ego! Doch Du bist stolz, siehst nicht wie ein Dichter in meine Seele, ahnst nicht, was mich durchzuckt . . . Wie Du Dich verneigst, weil Dein Fürst mit Dir reden will, wie Du lächelst und nickst: Fürstendiener bist Du geworden, nur ein Hofmann. Wie ich sie hasse! Alle! Und auch Dich, der Du den Genius betrogen hast! Deine Blässe ist Blasirtheit, Deine Schmalheit Folge zu großer Genüsse. Nein, Du bist kein Dichter mehr . . .

„Friedrich Schiller!" ruft der Herzog laut nach der Liste. Der Jüngling erwacht, verworren tritt er vor, kaum spürt er den Preis in seiner Hand, vergißt fast den Gruß, schlafwandelnd tritt er in die Reihe zurück . . .

Acht Jahre später, an einem stillen Augustabend, sitzt

---

*) Bruchstücke aus dem zweiten Bande (der noch im Oktober bei Cotta erscheinen soll) des hier schon gerühmten, in Plan und Gestaltung neuartigen Werkes „Goethe. Das Leben eines Menschen."

Schiller beim Rheinwein in Goethes Gartenhaus. Der Militärschule entsprungen, dann auf Fahrten und Irrfahrten, zwischen Noth und Gloria, ist ihm das Bildniß Goethes nicht aus dem Sinn gekommen, wie er da stand und schwieg und gar nicht sah, daß hier vor seinen Augen der Genius den Preis erhielt. Als er nach Weimar kommt und die Geister ihn wohl empfangen, fehlt dem Fremdling doch der Mann, an dem er Bewunderung und Neid, Mißgunst und Ehrfurcht, Neugier und Skepsis nun endlich prüfen könnte. Denn Goethe sitzt in Rom, nur sein Haus kann man sehen, und auch nur sein Gartenhäuschen, denn da haben sich Goethes Freunde an seinem Geburtstage getroffen, haben den neuen Dichter eingeladen, und Schiller stößt mit Knebel auf das Wohl des Wirthes an, in diesem kleinen Hause, in dem Goethe sechs Jahre gelebt hat, Schiller auf Goethes Wohl, des Abwesenden, im Scheitelpunkte des Sommers.

... Als Goethe im nächsten Juni wiederkommt, steigt Schillers Neugier auf den Gipfel: „Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen; wenige Sterbliche haben mich so interessirt"; und er läßt ihm durch die Freunde „alles Schöne sagen, was sich sagen läßt". Bald kommt Frau von Stein aufs Land zu den Lengefelds; und von den Lippen dieser Frau, die es doch wissen muß, hört nun Schiller nichts als Enttäuschung, kalte Worte über den Zurückgekehrten. O, mein prophetisches Gemüth, denkt er: doch da fällt ihm Iphigenie in die Hand, er liest sie wieder, sie macht ihm „einen recht schönen Tag, obschon ich das Vergnügen, das sie mir giebt, mit der niederschlagenden Empfindung büßen muß, nie etwas Aehnliches hervorbringen zu können".

Dennoch: wird er nicht kommen, mich zu sehen? Und in voller Verkennung schreibt er seinem Freunde: „Goethe hätte mich besucht, wenn er gewußt hätte, daß ich ihm so nah am Weg wohnte, wie er nach Weimar reiste. Wir waren einander auf eine Stunde nah." Er wird Dir auf Minuten nah sein, Friedrich Schiller, und doch nicht nach Dir blicken!

Denn schon ein paar Wochen später, an einem hellen Sonntag im September, den man im Freien noch zubringen kann, begegnen sie sich endlich in einer ländlich-adeligen Gesellschaft; Herders sind dabei, auch Frau von Stein.

„Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen," schreibt Schiller seinem Freunde Körner. „Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von

dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so. Sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blick. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes . . . Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang. Freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können . . . Ich zweifle, ob wir einander je sehr nah rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir . . . so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden . . . Seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungarten scheinen wesentlich verschieden . . . Die Zeit wird das Weitere lehren."

Die Zeit verstreicht. Schiller wartet. Als er an jenem Sonntag ein persönliches Wort von Goethe vergebens erhoffte, war seine Kritik über Egmont schon in die Setzerei gegangen; man kann sagen: seine Kritik gegen Egmont. Gut, daß sie schon geschrieben, doch noch nicht erschienen ist: so sieht man, wie beide Männer frei von Unruhe und Eitelkeit einander die erste Hand reichen. Bald liest Goethe in dieser Kritik ein Signum jener allgemeinen Stimmung, die ihm bei der Rückkehr entgegenwehte. Grollend sah Schiller in Goethe den Günstling des Glückes, der ohne Kampf mit der Welt die Welt besiegt; grollend sah Goethe in Schiller den Usurpator der Musen, der ohne Kampf mit sich sie zu besiegen glaubte. Sein zwanzigjähriges Ringen aus dem Chaos zur Form, diesen genialischen Prozeß der Goldgewinnung im Bergwerk des Dämons sieht Goethe von außen her und nach außen hin plötzlich in Frage gestellt, denn wieder hat dieser junge Mann begonnen, die Deutschen mit Chaos zu begeistern. Und Diesem soll er freundlich begegnen? Er muß ihn hassen! Nicht ihn, doch seine Idee.

Schiller aber fängt an, Goethe, dessen Idee ihm immer vorbildlich, doch zugleich unbehaglich war, persönlich zu hassen. Vom Oktober ab verbringt er den ganzen Winter mit ihm in der selben Kleinstadt, um die Ecke, so zu sagen, verkehrt mit seinen Freunden, sieht Knebel oft und Moritz; doch Goethe rührt sich nicht, läßt ihn, da er ihm ein oder zwei Male

begegnet, mit Höflichkeit stehen. Jetzt bringt er ihn zur Verzweiflung. Von Moritz muß Schiller stundenlange Oden auf Goethe anhören, und je mehr er diesen Mitarbeiter seines Gegners ausholt, um so heftiger muß sich Schiller im Anhören selbst peinigen. Ist dann Jener in Goethes vornehmes Haus zurückgekehrt, wo er wohnt und das nur Schiller nicht betreten darf, und kommt nach ein paar Tagen wieder: immer wartet Schiller auf einen Bericht, gestern habe Goethe vom Don Carlos gesprochen. Denn alle Antipathie durchbricht doch immer der Wunsch, von jenem Dichter als Dichter beurtheilt (und sei es selbst: gerichtet) zu werden.

Goethe will weder richten noch reden. Er will nur Schiller aus diesem Nest entfernen. Es stört ihn schon, daß man mit vorsichtiger Geste ihn auf Jenen hinweist. Heimgekehrt, sieht er seine Freunde verändert, lustlos, abgewandt: so will er vollends nicht einen Gegner aufgedrängt haben. Denn Goethe, für dessen Werk und Pläne Schiller in bewundernder Feindschaft glüht, hat für Schillers Kunst nicht das schmalste Interesse. Um ihn aus der Stadt zu bringen, sinnt er für den Dichter eine Professur in Jena aus. So überstürzt geht er mit diesem wunderlichen Plan vor, daß er schon im Dezember Schiller sondiren läßt und, als Dieser zusagt, sofort am nächsten Tage den Herzog von Gotha um Zustimmung ersucht. Zugleich mit dieser formellen Eingabe läßt Goethe schriftlich Schiller erklären, er möge sich einrichten, es sei so gut wie entschieden. Das heißt: er als Kultusminister ernennt ihn zum Professor der Geschichte. Nun muß Schiller zu ihm gehen, um zu danken. „Goethen habe ich unterdessen einmal besucht. Er ist bei dieser Sache überaus thätig gewesen und zeigt viele Theilnehmung an Dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glück beitragen werde.“

Durchschaut der Weltgewandte, der Menschenkenner nicht die Motive seines Gegenspielers? Bemerkt er nicht, daß nur ein weimarischer Minister mit ihm spricht, mit keinem Schritte das grenzenlose Land betretend, das ihnen Beiden Heimath ist? So heftig brennt sein Wunsch, den Einzigen zu gewinnen, daß sich in diesen Tagen sogar sein Weltblick verschleiert. Noch ein Zweites blendet den Scharfsichtigen; auch Dies hat Goethe berechnet und seine Haltung gegen Schiller auf dessen Charakter gegründet. Nach einem erschütterten, fahrenden, dunklen Jahrzehnte will Schiller jetzt, im dreißigsten Jahr, legitim werden, will Stellung, Sicherheit, ein Haus, will Ruhe von außen, um von innen heraus sein Werk zu fördern. Zwar,

vor den lengefeldischen Schwestern, an die er seine Konfessionen immer gemeinsam richtet, nimmt er die pathetische Haltung einer „heroischen Resignation" an; er sei mit dem Antrage „übertölpelt" worden, wolle zurücktreten, lobe sich die goldene Freiheit. In Wahrheit konnte er, formell noch nicht ernannt, jeden Augenblick zurücktreten; er will nur nicht, denn dem Herzensfreund Körner bekennt er zugleich, er sei doch recht froh. Er will Anker werfen, und während er eine Liebschaft mit der genialischen Frau von Kalb abzuwickeln sucht, die sein Wesen erschüttert, sucht er eine vornehme und reiche Frau, denn er will endlich Geld und Geltung haben.

Zwischen den beiden adeligen Schwestern kann er sich nicht entscheiden, Beiden erklärt er seine Liebe, doch zugleich erwägt er mit dem Freunde mehrere andere Chancen, zwei Monate vor der Verlobung bittet er noch Körner, ihm eine reiche Partie zu suchen, und nennt die Minimalsumme, die er braucht. Als er später Hofrath wird, läßt er die Auszeichnung ins Intelligenzblatt rücken.

Inzwischen hat die Freundin der Braut, hat Frau von Stein Goethes Liebschaft mit Christiane erfahren; die Luft, in der nun Schiller lebt, wird Goethes Person vollends feindlich, obwohl sich beide Lengefelds von der Verehrung des goethischen Genius nicht haben abbringen lassen.

Schillers Geduld ist aus. „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege", ruft er jetzt offen seinem Freunde zu und grollt mit unverhülltem Ehrgeiz gegen ein Schicksal, das es Jenem so leicht gemacht habe, einen nicht auszugleichenden Vorsprung zu erlangen ... „Mir," schreibt er, „ist er verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demüthigen. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Caesar gehabt haben müssen. Ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist Dies gerade der Mensch unter Allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Läuschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen."

Nie mehr hat Schiller sein Gefühl um Goethe so modellirt

wie in diesem rauschenden Brief, der zwar von Goethe beinah nichts, doch Alles von Schiller aussagt: dichterische Reinheit des Strebens, Unbestechlichkeit in der eigenen Arbeit, Verehrung für alles Große und Schöne, zugleich Ehrgeiz, Eifersucht und in dem Bilde von der stolzen Prüden der ganze leidenschaftlich männliche Drang, Das zu überwinden, was man liebt. Nie hat er später so feurig für ihn als Persönlichkeit geschrieben wie hier gegen ihn; und diese feindliche Stimmung verwirrt in ihm den Menschenkenner. Zwar: eine große Korrektur dieses völlig vergriffenen Urtheils über Goethes Charakter giebt Schiller auch später nicht, doch aber freundliche Worte, die endlich Hingebung in Goethe erkennen, dort, wo außen Kälte erscheint. Für jetzt sieht Schiller in Goethes Seele nur, was alle Welt sieht und was noch nach einem Jahrhundert die meisten Deutschen sehen werden...

Anderthalb Jahre später sitzt Schiller, Ehemann und Professor, mit dem thüringischen Adel verschwägert, von Studenten, Gelehrten und Schriftstellern geehrt, in seinem geschmackvollen Hause zu Jena. Seine Frau ist seit der Kindheit Goethe bekannt, er selbst trifft ihn zuweilen bei gemeinsamen Freunden: so kann es nicht überraschen, daß Goethe (ungewiß bleibt, ob einmal oder öfter) sein Haus betritt. Das Gespräch, berichtet Schiller, kam bald auf Kant. „Es fehlt Goethe ganz an der herzlichen Art, sich zu irgendetwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch. Ueberhaupt ist seine Vorstellungart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen: und Das macht mir ihn zum großen Mann. Uebrigens ergehts ihm närrisch genug. Er fängt an, alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzes haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat. Sein Kind soll er sehr lieb haben und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu Liebe geschehe und daß Dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte."

Ein neuer Ton. Schiller, den Jahre lang Eifersucht auf Goethes Weltstellung plagte, während er sein Genie stets rein bewundert, fühlt sich zum ersten Mal an Welt dem Gegner überlegen! Schwiegersohn, Vetter, Schwager adeliger Leute, bei Hofe eingeführt, Professor, Mitglied gelehrter Gesellschaften,

hochgebildeter Kantianer, gesucht von deutschen Bühnen und Verlegern, jetzt auch leidlich gesund, — und daneben dieser wunderlich hinterweltliche Mann, der alle Dinge noch immer anfaßt, die wir Philosophen längst als bloße Vorstellung begreifen, dessen Stücke Niemand spielt, der seit Jahren nichts Neues produzirte, alternd im Anfang der Vierzig, lebt mit einer Mamsell, die Niemand einlädt, und einem unehelichen Kinde, und wird hereinfallen wie Andere mehr. Schiller ist stolz, daß er Goethe bedauern kann, und nur der unbestechliche Genius hindert ihn, sich über ihn zu stellen.

Schillers Stellung wächst. Zwei Jahre später (es ist nicht mehr zu umgehen) führt Goethe an seiner Hofbühne den Don Carlos auf; doch das Verhältniß bleibt kalt. Schiller steckt voll weltlicher Pläne. Der Professur ist er schnell überdrüssig geworden, auch ist seine Anziehungskraft als Lehrer gesunken, er denkt daran, Erzieher des Erbprinzen zu werden, wodurch er seine Zukunft sichern will, bezieht ansehnliche Renten von einem Grafen und einem Prinzen, verhandelt und verlegt zugleich bei vier Verlegern, hält sich durch reichen Briefwechsel auf dem Laufenden mit Allem, was geschrieben wird, und ist ganz Kritiker, ganz Philosoph, der zwischen dem achtundzwanzigsten und dem siebenunddreißigsten Jahr dramatisch nichts, auch an Gedichten wenig Wichtiges hervorbringt. Nur, daß ein Brustleiden mit Krämpfen ihn bald ergreift, lähmt seine Unternehmunglust; Dies hindert ihn auch, nach dem Antrage des groß aufstrebenden cottaschen Verlages die Leitung einer neuen Staatenzeitung zu übernehmen. Denn Cotta hat in Schiller neben dem Dichter das große politische Journalisten-Talent erkannt. Nun gründet er mit ihm eine Monatschrift für Literatur, zu der Schillers Name und hohe Honorare die Autoren locken. Beide Brüder Humboldt, die jetzt in voller Jugend in Jena wirken, Fichte und manchen Anderen hat Schiller schon neben sich, als er sich aufmacht, die drei großen Hechte zu fangen: Herder, Kant und Goethe, im Namen „einer Sie unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft".

Als Goethe Schillers Brief zur Hand nimmt, weiß er, daß, jetzt noch auszuweichen ihm selber schädlicher wäre als der neuen Zeitschrift, Klugheit räth ihm zu dieser Tribüne, er freut sich in der Erwiderung auf die Verbindung „mit so wackeren Männern" und geht bei der Korrektur des Konzeptes in seiner Antwort unversehens zu wärmeren Tönen über.

Einen Monat nach diesem Briefe treffen sich beide Dichter

in der Naturforschenden Gesellschaft zu Jena auf wahrhaft neutralem Boden. Zufällig (wie man ja Fügungen zu nennen liebt) verlassen sie zusammen den Saal, Schiller beklagt so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, durch die ein Laie sich vertrieben fühle. Goethe, der sich diesem Philosophen gegenüber durchaus als Forscher empfindet, stimmt bei und redet das Wort einer anderen Art, die Natur wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen. Der Philosoph stutzt: Aus dem Ganzen in die Theile? Induktiv? Wie könnte Dergleichen aus der Erfahrung hervorgehen?

Indessen gelangen sie an Schillers Haus; „das Gespräch (berichtet später Goethe) lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, Das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs Strengste bezeichnet. Der alte Groll wollte sich wieder regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe! Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der Horen mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht: keiner von Beiden konnte sich für den Sieger halten, Beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der Idee, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruiren könne". Als Goethe das Haus verläßt und durch den Juliabend seinem Quartier zuschreitet, sagt er sich: „Wenn Schiller Das für eine Idee hält, was ich als eine Erfahrung ausspreche, so muß doch zwischen Beiden irgendetwas Vermittelndes obwalten!" Und reist am nächsten Morgen nach Weimar zurück.

In der Arena, wo Philosoph und Forscher ihren nie entschiedenen Wettkampf abzuhalten pflegen, begegnen sich bei diesem entscheidenden Gespräche die beiden Geister: und man vergißt beinah, daß es zwei Dichter sind. Dennoch kann auch

ihr dichterischer Gegensatz nirgends deutlicher werden als in diesem ersten Zusammenzucken zweier polaren Elektrizitäten, deren Ausgleichung das Bemühen eines Jahrzehntes ausmachen wird. „Niemand könnte leugnen (schreibt Goethe), daß zwischen zwei Geistes-Antipoden mehr als ein Erd-Diameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können."

Als Denker ist Schiller unbestechlich und weicht nicht einen Fußbreit zurück; als Weltmann weiß er Goethe aufs Artigste im Gleichgewicht zu halten. Er hielt, nach Goethes Worten, Alles fest, was sich ihm näherte, und seine Gattin that, was sie konnte. Diese schillerische Mischung von Reinheit des Strebens und Klugheit der Haltung ist es aber gerade, die Goethe nun kaptivirt. Ihm haben immer Menschen gefallen, die einen Zweck mit zarten Mitteln zu erreichen strebten, auch seine Gegner. Wirklich scheint in jener Szene auch Schiller so viel Antonio wie Tasso zu sein, und Alles: Bewunderung für diesen starken Geist, Anerkennung des Weltläufigen, treibt Goethe an, dem Jüngeren, den er sechs Jahre warten ließ, nun, da er an Macht, Geist und Haltung so lebhaft zugenommen, zuerst die Hand zu reichen. Einen Tag nach dem Gespräch benutzt er eine Rücksendung für die Horen zu diesen Worten: „Erhalten Sie mir ein freundschaftliches Andenken und seien Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechselung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue."

Goethe kennt genau Werth und Bedeutung jedes dieser Worte in diesem Augenblick an diesen Empfänger; und wie ein Staatsmann behandelt Schiller den kostbaren Satz. Vier Wochen läßt er vergehen, weil Goethe verreist ist, dann schreibt er ihm — soll man es noch einen Brief nennen? Es ist eine philosophische Abhandlung über Goethe, eine solche jedoch, wie man sie nur beim Tode, allenfalls zum Fest eines Greises öffentlich, nie aber einem Mann in seiner Lebensmitte privatim dargereicht hat, und nur dadurch vermag er diese unvermuthete Monographie von Goethes Geist beim Adressaten einzuführen, daß er im Eingang seine „eigene Ideenmasse" durch Goethes Unterredung aufgeregt nennt. (Das Hauptstück des Briefes ist im September hier abgedruckt worden.) Ein Philosoph hat diesen Brief geschrieben und ein Weltmann, der Dichter bleibt unsichtbar; und so muß denn auch die rein dichterische Erkenntniß des Objektes zurückbleiben. Sicher ist hier zum ersten Mal Goethes Entwickelung auf geniale Weise erfaßt, nie vorher und

nachher nur selten hat Goethe so tiefe Dinge über sich selbst lesen dürfen. Aber es ist der Gang des Geistes, nicht die Wanderung des Menschen, die Schiller hier darstellt; und elf Jahre lang, bis zu seinem Ende, wird er, trotz naher Berührung, Goethes Charakter nie zu skizziren suchen: erstaunlich bei einem solchen Psychologen und nur erklärbar durch die rein geistige Art, mit der Schiller dies Verhältniß behandelt. (Beide Dichter haben in ihrem Werk einander darzustellen nie unternommen.)

Aber auch Goethes Geist ist hier mehr durchdacht als geschaut. In dieser Epoche kantianischer Verbissenheit scheint Schiller alle psychologischen und empirischen Mittel mit Absicht fortzuschieben und schildert die Idee von Goethes Geist, auch wo ihm eine andere Folge bekannt war. Gewiß ist Goethe genetisch verfahren, aber biogenetisch, und auch nicht von der Pflanze zum Menschen, sondern vom Menschen zur Pflanze. Freilich hat Goethe die harmonische Gemeinkultur des Südens als Dichter entbehrt und Griechenland in Italien gesucht, doch nicht, um seine nationale Abkunft, sondern, um seine persönlichen Dissonanzen zu heilen; und wenn er endlich von der Anschauung zur Abstraktion überging, so brauchte er doch bisher niemals Gedanken in Gefühle zurückzuverwandeln, sondern ordnete sein System so an, daß es durch eine Glaswand von seiner Anschauung getrennt blieb: beide Theile einander übersichtlich, doch im Luftraum geschieden. Erst Schillers eigener Einfluß hat eine gewisse Verschmelzung beider Sphären zuweilen begünstigt.

Vollkommen wirkt dagegen in dem Briefe die Kunst des Diplomaten, in die Schiller seine Zwecke kleidet. Mit welcher Delikatesse behandelt er Goethe als das rein naive Genie, das über sich selbst nichts wisse: und weiß doch, daß Goethe Alles über sich weiß! Wie stolz schließt er ihn zugleich aus seinem Reich, dem der Philosophen, aus! Wie kühn, ihm die Erfüllung seines Strebens als unmöglich, das Streben aber, wäre er im Süden geboren, als überflüssig darzustellen! Wie zart, sich ihm auch dann anzubieten, wenn sein Spiegel trügen sollte! Denn ein großes Anerbieten ist dieser Brief, Reverenz vor dem Größeren, der zwar in ritterlichem Ton anerkannt wird, jedoch mit dem entscheidenden Zusatz, daß Schillers Vernunft mit Goethes Instinkt rein übereinstimme, daß Dieser zwar ein intuitives, Schiller aber ein spekulatives Genie und daß darum kein Anderer dazu geboren sei, Goethe zu verstehen, als Schiller.

Derartige Briefe hat Goethe manchmal an seinen Herzog geschrieben, und wie sie dann nach allen Wünschen und Ansprüchen in freiwilligem Gehorsam endeten, so schließt auch Schiller am Ende die Thüren des geheimen und heiligen Gemaches mit der plötzlich frigiden Wendung: hochachtungvoll Ihr gehorsamster Diener. Doch sogleich öffnet sie Goethe. Denn seit zwanzig Jahren, nein, niemals hielt er solchen Brief in Händen. Wie groß fühlt er sich hier betrachtet, wie ganz historisch, wie heldisch! Und so thut er zum Dank, was er so selten und vollends in diesen Jahren kaum mehr unternahm: er ist es, der, zehn Jahre älter, zuerst das Wort Freundschaft ausspricht. Er nimmt die Werbung an, wie eine schöne, vornehm bedeutende Frau, ohne zunächst den Werbenden mit ähnlicher Wärme zu ergreifen. Mit Klarheit giebt er kund, daß sein Werber in dieser Vernunftehe, die sie nun einzugehen gedenken, ihm als Mitverwalter seines Reichthumes willkommen sei und selbst nichts mitzubringen brauche als den bekannten redlichen Ernst, den man schon immer schätze. Was aber Schiller selbst ist, scheint Goethe gar nicht zu wissen, denn obwohl Schillers Produktion vorliegt und recht berühmt geworden, wird er hier freundlich aufgefordert, dem neuen Freunde ein Exposé über sich selbst vorzulegen. Von Gleichstellung ist gar keine Rede.

Dennoch fühlt Schiller sich als Sieger und ist es auch, insofern er Goethes Vertrauen im Sturm genommen hat. Sein Interesse, denkt er, wird er durch Thaten wecken. Jetzt ist er nicht mehr empfindlich, legt sich das Wort von der gemeinsamen Wanderung und dehnt es dahin aus, „daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am Meisten zu sagen haben“. Er stabilirt also sogleich nicht nur eine lebenslängliche, auch eine solche Freundschaft, die Goethe noch am Ende seiner Bahn zu seinem Besten findet. Mit Feuer spricht er nun, weniger philosophisch als in jenem kaltglühenden ersten Brief, mehr wie ein Posa spricht er nun über sich selbst, und je ritterlicher er sich zurückzusetzen trachtet, um so edler tritt er für sich ein: „Mein Bedürfniß und Streben ist, aus Wenigem Viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an Allem, was man erworbene Erkenntniß nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein... Sie

haben ein Königreich zu regiren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen... Leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungwerthe aus dem Brande geflüchtet. Mit Vertrauen lege ich Ihnen diese Geständnisse hin; und ich darf hoffen, daß Sie sie mit Liebe aufnehmen."

Mit Liebe, wie es der Jüngere gefordert hat, nimmt Goethe diese Zeilen auf, lädt ihn sogleich nach Weimar ein; Schiller, annehmend, bittet nur um Freiheit für sein Leiden. Doch um nochmals den alten Stolz zu maskiren, betont er gegen Körner, auf Goethes Zureden habe er „sich wohl nicht weigern können", bei ihm zu wohnen, ihre Berührung werde für beide Theile entscheidende Folgen haben, und seiner Frau schreibt er, er höre von allen Seiten, „wie sehr sich Goethe über die Bekanntschaft mit mir freut." Viel kühler meldet Goethe seinem Freunde Meyer, Schiller bringe viel Leben in seine stockenden Ideen, und noch nach drei Monaten heißt es temperirt, er gehe mit Schiller und den Humboldts „für diesmal zusammen und es scheint, als ob wir eine ganze Zeit mit einander wandeln würden."

Dieser vierzehntägige Besuch Schillers bei Goethe gleicht einer Inventur aller Güter, die jeder der beiden Eheschließenden zur Verwaltung einbringt. Hierauf wird ein Programm entworfen, ein ästhetischer Briefwechsel zur späteren Veröffentlichung beschlossen. „Wir wissen nun, mein Werthester (schreibt Goethe an Schiller nach dessen Abfahrt) aus unserer vierzehntägigen Konferenz: daß wir in Prinzipien einig sind und daß die Kreise unseres Empfindens, Denkens und Wirkens theils koinzidiren, theils sich berühren; daraus wird sich für Beide gar mancherlei Gutes ergeben." Und nun beginnt der Briefwechsel, beginnt gemeinsame Arbeit an den Horen, beginnt eine neue Partei in Deutschland.

Beim Eintritt in dies Bündniß, das mit geringen Schwankungen fast elf Jahre überdauern, wenn auch kaum wachsen wird, sind die Verbündeten fünfundvierzig und fünfunddreißig Jahre alt. Dennoch ist es der Jüngere, den Leiden bleich und hohl gemacht; gebräunt und kräftig wirkt daneben der Aeltere. Schiller ist größer, von hagerer, kahler Gestalt, Goethe breiter, jetzt untersetzter, schon fängt er an, dicker zu werden. Schiller

blickt tief aus der sanften Feuchte eines ovalen Antlitzes, gotisch steigt eine bleiche Stirn herrlich, mehr breit als hoch, empor, blaß und sinnlich scheinen die Lippen die eines Priesters, kühn und fordernd ist der Schwung dieser vertikal kurzen, weit vorragenden Habichtsnase: ihre Linie scheint das Pathos dieses Hauptes am Stärksten auszusprechen. Goethes Kopf geht ins Quadratische, über den Augenknochen wölbt sich, mehr hoch als breit, diese Stirn, die lange Nase wirkt trotz ihrer Biegung neben Schillers fast klassisch beruhigt, schmal und verschlossen ziehen die Lippen ihren Pfad, aber das Auge strahlt dunkel durch die Welt und greift sie auf. Schillers Handschrift rauscht in großartig raschen Wellen, immer bewegt und schaffend über die Bogen, Goethe formt eigene Züge mit Kunst zu typischen um.

Mit großer Sorgfalt kleidet sich Schiller, der junge Hofrath und Hofmann, bestellt zum Frack den kostbarsten Stoff, führt ein breites Haus, hält sich Wagen und Pferde, die Goethe erst später anschafft, reist im ersten Ehejahr mit seiner Frau nicht ohne Diener und Jungfer bis nach Leipzig, er glänzt in Gesellschaft und kann, in seiner Hofuniform mit Epauletten, von Frau von Staël im Vorzimmer für einen hohen Offizier gehalten werden. Goethe trägt sich sehr einfach, jetzt schon ohne Toupet und Ohrlocke, geht kaum zu Hofe, wenig in Gesellschaft, lebt als Minister wie ein Privatmann, wünscht, steif zu wirken, schweigt viel. Schiller, gewöhnt, aus Büchern mehr als von Menschen zu lernen, ungewohnt des Lebens in der Natur, vor Allem brustleidend und stets Attacken fürchtend, verweilt viel in den Zimmern, treibt keine Körperübung, sitzt lange Sommerwochen in geschlossener Stube, rauchend und schnupfend. Nachts meist schlaflos, kann er für morgen nichts bestimmen, ißt zuweilen erst um Acht zu Mittag, muß an schlimmen Tagen die Arbeitkraft durch Alkohol stärken, produzirt am Besten bei tiefem Barometer. Goethe hängt vom hohen Barometer ab, geht zeitig schlafen, ist zeitig auf, dichtet nur am Morgen, verbringt ganze Wochen im Gartenhäuschen, reitet wieder, läuft Schlittschuh, hat zwischen Vierzig und Fünfzig seine gesündeste Epoche. Die Luft, die Schiller wohlthätig ist, nennt Goethe Gift für sich und muß, als er eines Tages den Geruch faulender Aepfel aus des Freundes Schreibtisch aufsteigen spürt, das Fenster rasch öffnen, um nicht schwindlig zu werden.

Schiller, von seinen vielen Unternehmungen oft verwirrt,

bleibt durch Krankheit vollends von der Dichtung abgehalten. Goethe erledigt Pflichten und Geschäfte sofort, um sich dann Studien und Gestalten hinzugeben. Jenem erschwert Unordnung das äußere Leben, Diesem erleichtert es Pedanterie. Und dennoch bedurfte Schiller der Trennung der Geschäfte von den Musen mehr als Goethe: weil er im Leben mehr plante und weil er dann die Kunst von diesem Leben sorgsam trennen mußte.

Schiller ist im Augenblick, da er sich mit Goethe verbindet (auf diesen Augenblick stellen wir die Antithese) in journalistischer Gefahr, er schickt sich, nach Goethes Worten, trefflich zu einem Redaktor. Um diesen genialen, geschliffenen, politisch-ästhetischen Geist bewerben sich mehrere Unternehmer; und Schiller, der jetzt Macht und Geld will, wäre ohne seine Krankheit und ohne Goethe vielleicht auf diese Bahn gekommen. Kameraden seiner Jugend bestimmten ihn früh zum Diplomaten, Goethe nennt ihn am Theetisch eben so groß, wie er im Staatsrath gewesen wäre, Verhandlung liegt ihm, Vorhalt, Intrigue, und Alles, was davon in seinen Stücken steht, ist besser und übrigens viel wichtiger und häufiger als bei Goethe. Gute Köpfe seiner Zeitschrift zu werben, Propaganda zu machen, versteht er meisterlich und thut es gern. Als nach drei Jahren die Horen eingehen sollen, räth er, mit einigen extremen Aufsätzen noch ein Verbot durchzusetzen, um lieber für gesprengt zu gelten als für still begraben. Doch treibt ihn Unruhe, Hast seines Lebens rasch wieder von Stellungen, Verlegern, Zeitungen fort, weshalb auch Goethe in der Ausführung nicht auf ihn rechnet, denn „Beistand zu bestimmten Zwecken (schreibt er an Meyer) muß man von Schiller nicht erwarten". Bei so vielen Einfällen kommt Schiller am Ende vor innerer Heftigkeit doch zu nichts, so sehr er seinen gedanklichen Idealismus als Handelnder ins Gegentheil verkehrt.

Goethe zeigt die umgekehrten Gaben: „Ich bin nämlich als beschauender Mensch ein Stock-Realiste, so daß ich bei allen Dingen, die sich mir darstellen, nichts dafür und dazu zu wünschen im Stande bin und ich unter den Objekten gar keinen Unterschied kenne als den, ob sie mich interessiren oder nicht. Dagegen bin ich bei jeder Art von Thätigkeit, ich darf wohl sagen, vollkommen idealistisch: ich frage nach den Gegenständen gar nicht, sondern fordere, daß sich Alles meinen Vorstellungen bequemen solle." ...

Untergebene hat Schiller außer seinen Bedienten kaum gehabt. Als er aber mit Schauspielern zu thun hat, die doch

Mittler zwischen seiner Dichtung und dem Volke sein sollen, entscheidet er: „Es giebt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen: den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe." Mit solchem Nachsatz an Goethe scheint er ihn zu strengerem Auftreten zu mahnen; doch Dieser bleibt in berathendem Verhältnisse zu seinen Künstlern. Auch hierin ist er Goethes Antipode, der in den vielen Fächern seiner Thätigkeit Energie und Ordnung verbreiten, doch niemals herrschen wollte: was bei ihm autokratisch wirkt, ist in Wahrheit Pedanterie. Von Schillers Willen dagegen sagt Goethe im Alter, wo er den Freund sonst zu verklären sucht: „Was er sich denken konnte, Das mußte geschehen, es mochte nun der Natur gemäß sein oder nicht."

Schiller schwebt Welt und Nachwelt vor, wenn er dichtet. Zwischen Kritiken, Aerger, Konkurrenz, Klatsch, Parteien führt er eine weite Korrespondenz, und obwohl er als Dramatiker nur Erfolge hat, kränkt ihn doch jeder journalistische Mißerfolg: dann spricht er vom Blute, das ihm in Wallung getrieben sei, und ist recht innerlich gekränkt, weil man seinen Musen-Almanach durch Lob und Tadel zerpflückt. Goethe, der es seit zwanzig Jahren aufgegeben hat, den Deutschen zu gefallen, erwidert lächelnd mit dem reifen Gedanken: „Wer nicht wie jener unvernünftige Sämann im Evangelio den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen, was davon und wo es aufgeht, Der muß sich mit dem Publico gar nicht abgeben."

Auch im erotischen Leben steht Schillers Wille zum Herrschen Goethes weiblicherer Hingabe gegenüber. Schiller hat mit seiner Geliebten kaum recht gebrochen, da warnt er schon die neue Freundin vor ihr, und als Diese dann seine Braut wird, sucht er sie in Allem zu seiner Schülerin zu machen. Seine Beziehungen zu Frau von Kalb, zu der geschiedenen Karoline und deren Schwester Charlotte (Schillers Schwägerin und Gattin) gehen ineinander, Karoline nimmt er bei der Eheschließung mit in sein Haus und schafft ihr für ihre zweite Ehe Heim und Stellung in Weimar, weil er selbst dorthin gezogen ist. Bei Alledem lebt er gut mit seiner Frau; allerdings nennt er sie in Briefen „gutes Mäuschen". Schiller ist sinnlich und herrschsüchtig in der Liebe, Goethe giebt sich mit ganzem Wesen hin: deshalb liebt er nur eine Frau und hat im wörtlichen Sinn nie zwei Geliebte auf einmal besessen. Zu dieser Einen freilich spricht er dann so, daß Schillers Witwe beim Lesen von Goethes Briefen an Frau von Stein vor dieser Gluth erschrickt und bekennt: so hätte Schiller nie geliebt; „eigentlich blos aus Leidenschaft konnte er nicht lieben".

Aus solchen Gegensätzen der Grundelemente folgt leicht der Gegensatz von Schillers zu Goethes Dichtung. In den Begriffen des Sentimentalen und Naiven, durch die Schiller ihre Dichtungarten sehr schön fixirt, ist das Problem zunächst nur aufgerollt. Goethe selbst leitet im Alter aus Schillers stolzem Körper und seinen sanften Augen die Art seines Talents ab, das, wie er sagt, in einen großen Gegenstand kühn hineingriff, ihn dann hin und her wendete; „er sah den Gegenstand gleichsam nur von außen an; eine stille Entwickelung aus dem Inneren war nicht seine Sache". Mit diesen Worten ist Schillers Größe, Grenze und Verschiedenheit von Goethes Art genau bestimmt. Schiller sucht Stoffe, Goethe findet sie. Schiller wählt Stoffe aus, Goethe erlebt sie: bleibt dort mehr Allegorie, so wächst hier Alles zum Symbol. Dabei ist Schillers Spekulation nicht etwa der Feind, vielmehr der Verbündete seiner Poesie. Beide muß er stets gleich spannen, und nur durch ähnliche Bewegung erklärt er beide heterogene Elemente in einer Art von Solution erhalten zu können. Aus solchem Gleichgewicht von Traum und Denken nimmt Schiller, wenn er dichtet, erst einen bestimmten Aufschwung, was er selbst beklagt. Das dritte, stärkste Agens des Dichters, Anschauung, Leben, Gelegenheit, Natur, scheint ihm fremd zu bleiben, und es klingt erstaunlich, wenn er bei seinem reichen weltlichen Treiben über Mangel an Gelegenheit klagt, die Menschen zu studiren.

Je tiefer er diese seine Art empfindet, um so tiefer ergründet er die entgegengesetzte des Freundes, vor dem er wie vor einem Naturereigniß immer forschend steht. „Sie sind wirklich, so lange Sie arbeiten, im Dunkeln und das Licht ist blos in Ihnen; und wenn Sie anfangen, zu reflektiren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände, Ihnen und Anderen. Bei mir mischen sich beide Wirkungarten, und nicht sehr zum Vorteil der Sache." Hier ist sie bezeichnet, jene Dunkelheit und Unschuld, die Aurelie dem jungen Wilhelm Meister als Künstler zu hüten räth und die noch der alternde Goethe zu hüten verstanden hat. Denn bei aller Selbstanalyse kennt Goethe doch nur seine Struktur, kann aber nie, wie Schiller, im Voraus sagen, was er produziren wird, da „diese regulirte Naturkraft" nicht zu leiten sei. Deshalb zwingt ihn auch die innere Stimme, seine Pläne zu verschweigen: nur im Stillen probirt er an seinem neuen Epos die Resultate der Theorie, zu denen Beide gemeinsam gelangt sind, und bedauert noch im höchsten Alter, ein einziges Mal

den Freunden einen Plan geschildert und auf ihren Rath verworfen zu haben. Schiller dagegen hat seine späteren Stücke Szene für Szene mit Goethe durchgesprochen...

Beiden Männern, als schaffenden Faktoren des Menschengeschlechtes, sind Abstammung und Vaterland Größen zweiten Ranges. Goethe vergaß über seiner Sendung Vater und Mutter, Schiller liebt wohl die Mutter, bleibt den Eltern aber immer fern. Wir wissen, was Goethe vom Nationalismus dachte; auch an Schiller schreibt er: „Der Patriotismus sowie ein persönlich tapferes Bestreben hat sich so gut als das Pfaffthum und Aristokratismus überlebt.“ Schiller, der fast alle Stoffe aus dem Ausland nahm, sagt, beinah wörtlich, in diesen seinen dreißiger Jahren: „Das vaterländische Interesse ist überhaupt nur für überlebte Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Es ist ein armsäliges, kleinliches Ideal, nur für eine Nation zu schreiben.“ Oder über sein Publikum, über das er doch äußerlich nicht zu klagen hatte: „Die Deutschen wollen Empfindungen, und je platter diese sind, desto allgemeiner willkommen.“

Selbst von ihren entferntesten Standpunkten, als Denker und als Betrachter, winken sie einander manchmal zu. Von dem ihm gänzlich wesensfremden Wilhelm Meister ist Schiller hingerissen, weil er gegenüber seiner frigiden Philosophie so lebendig sei, „weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Der Dichter ist der einzig wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn“, schreibt er; und beginnt gerade zu dieser Zeit, die Philosophie wieder zu verlassen. Doch Goethe kommt ihm entgegen. In Vorarbeiten zu einer Physiologie der Pflanzen unterscheidet er jetzt vier Arten von Naturforschern und stellt dabei die Umfassenden über die Anschauenden, denn indem sie von einer Idee ausgingen, sprächen sie die Einheit des Ganzen schon aus, und es sei gewissermaßen nachher Sache der Natur, sich in diese Idee zu finden. In seinem philosophischen Freunde sieht Goethe durchaus keine rein spekulative Natur, gesteht ihm vielmehr ausdrücklich eine sonderbare Mischung zu, von Anschauen und Abstraktion, und über seine Arbeitform selbst giebt Schiller einmal die seltsame Konfession, eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung gehe seinem Dichten voraus, ohne bestimmten Gegenstand. Vor Allem und nach Allem aber ähneln sich beide Geister in der Reinheit ihres strebenden Bemühens; ja, mit merkwürdiger Gleichheit brauchen Beide das selbe Bild, Einer vom Anderen unabhängig, um ihr Streben

darzustellen: zu einer Pyramide will Goethe (so schreibt sein Tagebuch) sein Leben zuspitzen; wird Das unmöglich, so würde doch der Versuch für sein Bemühen zeugen. „Jeder baut sich seine Pyramide (schreibt Schiller); wenn er sie auch nicht bis an die Spitze bringt, so hat er doch gewiß nichts Besseres thun können.“

An diesen Punkten nähern sich die Kurven ihrer Naturen. In der Norm aber und im Großen liegen sie sich in antithetischer Stellung gegenüber und bis zum Ende ihrer Freundschaft gilt, was Goethe nach dem ersten Gespräch feststellte: Keiner war Sieger, Keiner fühlte sich überwunden. Denn sobald man nicht von der Stärke ihres Genius, sobald man nur von den Charakteren spricht und wie sich solche in Leben und Werken darstellen, müssen sie als gleichgewachsene, grundverschiedene Gegenspieler neben einander stehen. Schiller will herrschen, Goethe wirken. Schiller giebt sich nie ganz einem Menschen, stets ganz seiner Dichtung hin, Goethe immer dem liebenden Menschen, zuweilen ganz dem Werke. Schiller hämmert mit kalter Leidenschaft an seiner Dichtung, Goethe modellirt mit liebender Hand. Für Schiller kommt das Leben nach dem Werk: darum jagt er mit so wenig Harmonie nach Genuß; für Goethe bedeutet das Leben die Wurzel der Dichtung: darum blüht sie wie von selbst empor. Schiller denkt immer, wenn er fühlt, Goethe schaut immer, auch wenn er denkt. Schiller pflanzt einen Baum nach dem anderen, Goethe sät eine Saat.

Denn Schiller kann so stark hassen wie lieben und er ist der Gegenspieler seiner Helden wie Goethe: nur werden jene als böses Prinzip vom Dichter verworfen, die goethischen aber sind komplexe Menschen, genau wie die sogenannten Helden, „gut und böse wie die Natur“. Nur einmal hat sich Schiller zusammenfassend dargestellt: als Wallenstein. Er glaubt an die Existenz eines Bösen und stilisirt darum in sich nur das Gute, Goethe sucht nach Einklang zwischen den gleich starken Gegenkräften seiner Seele. Schiller ringt laut mit der Welt, Goethe still mit seinem Dämon. Schiller kämpft, Goethe wächst.

Aber da ist ein Einziges, was Schillers Gestalt plötzlich die mattschimmernde Patina von edler Bronze giebt, während Goethes Gestalt sich immer wie athmend dem weißen Marmorblock zu entraffen sucht: Schiller fühlt immer den Tod; und wer es nicht wüßte, könnte aus der Kette seiner Werke er-

rathen, daß sie mit einem frühen, schwer umrungenen Tode enden werden. Als Goethes Freund Meyer einmal Schiller in der Allee begegnet, schreibt er, sein Antlitz gleiche dem Bilde des Gekreuzigten. Und Dies ist viele Jahre vor dem Ende. Zu immer schnellerem Ritte treibt ihn ein inneres Fieber an, es ist, als jagte er auf raschem Pferd keuchend vor dem schwarzen Reiter her, an jedem Morgen einmal rückwärts blickend, ob Dieser ihm in letzter Nacht wieder um ein paar Längen näher kam, — und weiter so, durch Jahre. Daher denn auch im letzten, reichsten Jahrzehnt, in glücklichen Umständen der unbezwinglich stete Drang, Tragoedien zu häufen.

Ernst und hilfreich, mit theilnehmender Ahnung sieht Goethe diesem Schauspiel zu. Sein Leben ist auf acht Jahrzehnte angelegt, Krankheiten sind ihm kurze, schwere Krisen. Er glaubt an das Leben, weicht der Tragoedie aus, denn der Tod ist nicht sein Feind: mit ihm lebt er von Anbeginn in liebender Gemeinschaft. Goethe glaubt an Verwandlung.

Vom Horizonte des untergehenden Jahrhunderts zeichnen sich so die Köpfe Schillers und Goethes ab, als Beide jenes Bündniß schließen, das Goethes Geiste vom sechsundvierzigsten bis in sein siebenundfünfzigstes Lebensjahr einen Gefährten schenkte. Nach ihrer Natur und Geschichte werden Beide von sehr verschiedenen Kräften in dies Bündniß getrieben: Schiller drängen alle göttlichen und alle menschlichen Motive hinein, während Goethe in der geistigen Einsamkeit eines Jahrzehntes endlich einen Geist ergreift, der den seinen zu fassen vermag.

Was gewinnt Schiller, was gewinnt Goethe in diesem Bunde?

Schiller gewinnt einen Freund. Kranke Kräfte und schwache Nerven, Mangel an bürgerlicher Erfahrung und Mangel einer praktischen Frau lassen ihn bei heftigen Ansprüchen an das Leben nach einem Helfer ausblicken: und wo findet er den besser als in Goethes Güte und Weltkenntniß! Goethe miethet für ihn ein Haus in Weimar und richtets ein, verkauft ihm sein Gartenhaus in Jena, sucht ihm Tapeten aus, fragt im August an, wie viel Holz er ihm für den Winter bestellen solle, läßt ihn viele Wochen in seinem Gartenhause wohnen, richtet ihm und der Frau ein Quartier im Schloß ein, bietet ihm Geld an, nimmt seinen Sohn zu sich, schafft dem Schwager eine Stelle am weimarer Hofe.

Aus voller Hingabe des Herzens stammt Goethes werk-

thätige Neigung, liebend setzt er immer die ganze Person ein, nachdem er sich einmal für Schiller entschieden hat. „Unsere Zustände sind so innig verwebt, daß ich Das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle.“ Als Schillers Vater gestorben, ein Kind zugleich schwer erkrankt ist, hat Goethe „nicht den Muth, ihn in seiner gegenwärtigen Lage zu verlassen“, denn da er wenig ausgehe, besuchten ihn nur Wenige. An Lotte Schiller schließt Goethe mit den zarten Worten: „Grüßen Sie Schillern, ohne ihn an seinem Werke zu stören“, und für ihn selbst findet er immer neue, zärtliche Wendungen: „Leben Sie wohl und lieben mein liebendes Individuum . . . Der Bund des Ernstes und der Liebe . . . Wenn ich Ihnen Lebewohl sage, so heißt Das immer: gebrauchen Sie wie bisher der guten Stunden zu unserer Freude . . .“

Und während er ihm sein Herz zuträgt, schließt er ihm seinen Geist auf. Jetzt wird Schillers Genius durch Goethe aus der Rüstung der Philosophie erlöst, wie einst Goethes Genius durch Herder aus den Jabots des Rokoko. Goethes ganze Erscheinung ist angethan, Schiller zu seiner höchsten Leistung anzuspornen. Nun folgen ihm auf acht poesieleere Jahre neun andere, in denen er sechs große Stücke, alle Balladen und eine Menge Lieder, Das heißt: sein Lebenswerk, schreibt. Zu Anfang bringen ihn Goethes Werke, eben wenn und weil sie seiner eigenen Form fremd sind, weiter als jede eigene Produktion: vor Allem Wilhelm Meister lenkt ihn, wie er Körner vertraut, auf heilsame Art aus der Spekulation zu den Objekten zurück. Dann aber machen ihm die Stunden und Wochen langen Gespräche mit Goethe, macht ihn der Briefwechsel produktiv und er hofft, die Quintessenz davon in den nächsten Werken vorzuzeigen. Nur dieser Umgang, gesteht er, konnte seine Grenzen so weit auseinanderrücken. War Goethes Besuch zu kurz, so klagt Schiller, er habe sein Herz nicht ausleeren können. „Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß Etwas in mir gepflanzt worden wäre“, und zu einer Freundin spricht er vom werthvollsten aller Menschen, die ihm begegnet sind, und vom wohlthätigsten Ereignisse seines Lebens. In allen schillerischen Dramen ist nun Goethes mitformende Hand zu erweisen. Auch Stoffe nimmt er von Goethe entgegen, die Kraniche des Ibykus und den Tell, den Goethe selbst schon episch entworfen hatte. Vor Allem überhebt Goethe ihn jeder Sorge um die Darstellung seiner ganz auf Darstellung berechneten Werke, öffnet ihm nicht

nur eine reiche Bühne, auf der er seine alten und neuen Stücke sehen kann, er wird auch Schillers Regisseur und Bühnenberather. So steht ihm das größte Lehrmittel des Dramatikers ein Jahrzehnt lang bedingunglos offen, wie Das kaum jemals einem deutschen Dichter glückte. Im neuen Theater ist anfangs jeder fünfte Abend ein Schillerabend, später jeder dritte. Wallenstein, Carlos, Maria Stuart werden nur hier öfter gegeben als selbst Kotzebues beliebte Stücke . . .

Und neben diesem Lebensglücke, das Schiller als Gatte, Beamter, Dichter, Theatermann in Goethes Rath und Hilfe findet, bringt ihm das Bündniß nur ein Negativum: in seinen klarsten Augenblicken fühlt Schiller, daß er der Zweite sei und bleibe, und übertrieben drückt ers nach Lecture des Wilhelm Meister so aus, ihm sei unmöglich, nach einem solchen Kunstgenuß etwas Eigenes zu stümpern.

Was gewinnt Goethe durch Schiller?

Zuerst eine festere Stellung, wenn auch zugleich eine Kämpferstellung. Die Blätter der Horen sind ihm, der solch ein Organ lange entbehrte, willkommen, um Manches aus dem Schreibtisch ans Licht zu ziehen, und wie er „das Possenspiel des deutschen Autorwesens in- und auswendig kennt", ergreift ihn nun die Lust, wieder einmal eine Zeitschrift zu redigiren. Das Entscheidende aber, was Goethe an Schiller gewinnt, ist der geniale Zuhörer. Immer hat er ihn gebraucht, selten gefunden, und fand er ihn, so war der Andere doch nie produktiv als Dichter, wußte also nicht fruchtbar zu wirken. Unproduktiv blieb Frau von Stein als Goethes Hörerin: nur ein Gefäß, das auffängt, kein Spiegel, der das Licht zurückstrahlt. Herder, für Goethe geboren wie Keiner, störte schon lehrend seine große Wirkung und zerstörte sie vollends, wenn er zuhören sollte; nur in den letzten Jahren vor Italien ist er Goethes reiner, stiller Geistesfreund gewesen. Merck war ein Weltmann, der unbefangen klug rathen, doch kaum mit kritischer Bildung hören konnte. Und doch wünschte sich Goethe, der nie die Menge suchte, immer das einsame Echo, es möge seinen Rhythmen im Walde der Dichtung einmal mit seiner eigenen Stimme antworten.

Das ist es, was Goethe an Schillers Umgang rühmt: ästhetische Fragen zu lösen, sei Keiner so reif; und wenn er Schiller selbst nach drei Jahren den repräsentativen Dank ausspricht, er habe ihm eine zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht, so heißt Das mit stilleren,

gemessenen Worten an den Freund Meyer: „Schillers Umgang und Briefwechsel bleibt mir in diesen Rücksichten noch immer höchst schätzbar." Niemand hat Goethe zum Dichter oder wieder zum Dichter gemacht: nur wie Thürmer rufen Herder und Schiller die Stunden des Genius aus. Wie früher an Charlotte und Herder, so schreibt Goethe jetzt an Schiller von Entdeckungen, die alle drei Freunde kaum berühren, rasch, nur um sich ihrer Mitfreude zu vergewissern: das Wachsthum der Schmetterlingsflügel muß Schiller nach Goethes Beobachtung sogleich erfahren, und daß sich dieser Philosoph in die Farbenlehre vertieft, vergißt ihm Goethe nie.

Aus der halben Starrheit jener letzten einsam wartenden Jahre weckt ihn Schillers bewundernder Ruf. Auf die Balladenform hat ihn zwar nicht erst Schiller gebracht, wie Dieser behauptet, denn Goethes berühmteste Balladen liegen ein und zwei Jahrzehnte zurück. Doch vor den Hauptwerken mahnt Schiller den Freund, das Höchste jetzt von sich zu fordern, preist Hermann und Dorothea als reine Kunst gegenüber dem unfertigen Wilhelm Meister, über den er nach Jahren skeptischer wird. Goethes Verlangen nach hochgeistiger Kritik findet in Schiller nahezu alles Gewünschte ... Er gewinnt an Versuchen, an technischem Rath, an Ermunterung und Kritik durch Schillers Umgang. Hier aber ist das Blatt zu Ende; die nächste Seite zeigt, was er, im vollen Unterschiede zu Schiller, in ihrem Bündniß entbehren muß.

Vor Allem: jeden Beweis wahrer Freundschaft. Giebt Goethe sich ganz, so vermag Schiller sein ohnehin mehr unpersönlich liebendes Herz vom Geiste zu trennen. Nie hat Goethe an Schiller Worte wie etwa an den hingebenden Schweizer Meyer richten können, dem er (im dritten Jahr des Bündnisses mit Schiller) gesteht: „Daß wir uns gefunden haben, ist eins der glücklichsten Ereignisse meines Lebens." Weil Schillers Frau, in ihrer Art schön und liebevoll, doch weder bedeutend noch tüchtig, aus Liebe zu Frau von Stein deren Haß gegen Christiane theilte, hat Schiller das glücklichste Jahrzehnt von Goethes Ehe dicht neben ihm verbringen können, ohne Goethes Frau auch nur zu bemerken! Entschlossen, in die Gesellschaft aufzusteigen, hat dieser unfromme Sänger der Freiheit an Goethes „Verhältniß" Anstoß genommen wie ein Hofmann. Oder wie anders wäre zu erklären, daß Christiane, deren Ehe mit Goethe er kennt, in zwei Bänden Schillerbriefen kaum vorkommt?

Als er von Goethe den „Neuen Pausias und sein Blumenmädchen" (Allegorie auf Christiane) erhält, spielt Schiller einmal auf sie an; doch wie? „Recht gute Nacht zu einem lustigen Abend, und möchte die schöne Muse, die bei Tage und wachend Sie begleitet, sich gefallen lassen, Ihnen nachts in der nämlichen, aber körperlichen Schönheit sich zuzugesellen." So primitiv deutet Schiller Goethes Liebe, der denn auch über diese Entgleisung hinweggeht. Als Christiane ein Kind Goethes zur Welt bringt, wünscht Schiller mit drei Worten ihm Glück, ohne die Mutter auch nur zu erwähnen; eben so hält er sich, als das Kind rasch wieder stirbt. Als dann im achten Jahr der Freundschaft mit Schiller Christiane wieder ein Kind zur Welt bringt: „Soeben erfahre ich zufällig, daß man Ihnen zu einem angenehmen Ereigniß in Ihrem Hause Glück zu wünschen hat. Ich wünsche, es von Ihnen bestätigt zu hören. Empfehlen Sie mich der Kleinen recht freundschaftlich und versichern sie meines besten Antheils."

Wochen lang hat Schiller unter Christianens Pflege bei Goethe gewohnt, auch ist sie nun, nach vielen Jahren, mit Goethe und ihrem Knaben einmal in Schillers Hause gewesen, Goethe hat ausdrücklich das Wort von seinem „Ehestand" gegen Schiller gebraucht: doch dessen Kälte geht so weit, daß Goethe selbst im täglichen Verkehr, im selben engen Weimar, weder von dem Erwarteten noch vom Geschehenen ihm Meldung machen darf. Schließlich schreibt Schiller, daß er Glück zu wünschen „hat", und spricht von der „Kleinen". Diese Bezeichnung nimmt Goethe nun dankbar auf, obwohl sie doch von Schillers Lippen despektirlich klang, erwidernd, die Kleine werde sich seines Andenkens recht erfreuen.

Wieder ist das Kind lebensunfähig: und wieder muß Goethe, der nach sechs Jahren zum ersten Mal wieder Vater wurde und das Kind gleich verliert, gegen Schiller von Dem schweigen, was ihn jetzt am Tiefsten bewegt. „Bei uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht gestern in der Oper anmerkten"; und als sich Schiller nun endlich erkundigt, dankt Goethe: „Die Mutter . . . empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Werth Ihres Antheils."

So wenig erhält Goethe gegen so viel, was er an Schillers Frau und Kindern that! Was wird nicht Alles in diesen förmlichen Worten hin und her verschwiegen, wie seltsame Gedanken muß Goethe in häuslichen Freuden und Leiden beim Anblick seiner Freunde wälzen! Wie Schiller Goethes Ehe ganz

verkennt, zeigt sein Bedauern, Goethe, durch falsche Begriffe über das häusliche Glück und durch seine angebliche Ehescheu in dies unglückliche Verhältniß gerathen, sei nun zu schwach und weich, um es zu lösen, und so hingen diese Blößen mit einem edlen Theile seines Charakters zusammen. Zur selben findet Schiller das häusliche Glück im Zusammenleben mit zwei Schwestern. Bis ins Aesthetische geht seine Abneigung gegen Christiane, denn selbst der prachtvollen Gestalt jener Therese, die Goethe seiner Frau im Meister nachgezeichnet hat, verspricht der kritische Freund nur wenige Gönner.

Auch Alles, was sich sonst in diesem Jahrzehnt in und um Goethe zuträgt, bleibt Schiller fremd. Oeffentlich trennt sich Schiller von den Schlegels, die damals Goethes Bewunderer und oft in dessen Hause sind. Mit Frau von Stein bleibt er trotz ihrer Trennung von Goethe intim. Nach ihrer Aussöhnung mit Goethe vermag sie noch jenes pamphletische Drama „Dido", in dem sie Goethe karikirt hat, ihrem Freunde zur Kritik handschriftlich anzuvertrauen. Wir sind im dritten Jahr des Bündnisses der Dichter. Es steht auf einem Höhepunkt, Briefe fliegen, Besuche häufen sich: nun, glaubt man, müßte Schiller diese Schrift der Freundin gegen den Freund artig ablehnen, um nicht in diesem deutlich gespiegelten Konflikt Partei zu nehmen, oder sie mit einigen streng ästhetischen Worten behandeln, oder aber höflich andeuten, wie doch das Bild ihres dramatischen Helden dem Urbild einigermaßen zu nah trete.

Schiller schreibt einen Hymnus! In langem, begeistertem Briefe drückt er aus, das Stück habe ihn „unbeschreiblich interessirt und in jeder Rücksicht. Außer dem schönen, stillen, sanften Geist, der überhaupt darin athmet, ist es mir, und zwar vorzüglich, durch die Lebendigkeit theuer geworden, womit sich eine zarte und edle weibliche Natur, womit sich die ganze Seele unserer Freundin darin gezeichnet hat. Ich habe wenig, ja vielleicht noch nie Etwas in meinem Leben gelesen, was mir die Seele, aus der es floß, so rein und klar und so wahr und prunklos überliefert hätte, und darum rührte es mich mehr, als ich sagen kann. Aber so individuell und wahr es auch ist, daß man es unter die Bekenntnisse rechnen könnte, die ein edles Gemüth sich selbst und von sich selbst macht, so poetisch ist es bei dem Allen". Folgt ein Lob der Dichtung als einer solchen. Durch seine Frau erfahre er, die Autorin wolle ihr Werk kopiren lassen. Erhielte er dann auch eine

Kopie, „so geben Sie mir einen schönen Beweis Ihrer Freundschaft und Sie sollen es nie bereuen, dieses liebe Lied von Ihnen selbst in meine Hand gelegt zu haben".

Könnte ein Feind von Goethe deutlicher Partei ergreifen? Nicht nur von der (übrigens monströsen) Dichtung fühlt sich dieser große Kritiker angeblich begeistert: besonders von der Konfession, von diesem Liede, das die Seele der Freundin über sich selbst klagend singt und dessen Stimmung ihn ergriffen wie nie Etwas! In diesem Drama hat Schiller soeben Ogon-Goethe die Worte sprechen hören: „Erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrumpften Magen; Alles, was ich Dir vorher (von Idealen) sagte, paßt nicht auf mich", und seine Freundin hatte ihm im Drama erwidert: „Einmal betrog ich mich in Dir, jetzt aber sehe ich allzu gut, ungeachtet des schönen Kammstrichs Deiner Haare und Deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockshörnerchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners, und Diesen ist kein Gelübde heilig." Von dieser Dichtung erklärt sich Schiller begeistert; ein paar Tage später schreibt er an das Urbild: „Diese Zeit Ihrer Abwesenheit von Jena währt mir unbeschreiblich lang. Hat es mir doch gerad an der nöthigsten Stärkung bei meinem Geschäft gemangelt. Kommen Sie ja, sobald Sie können! Begieriger und bedürftiger werde ich Alles aufnehmen, was ich von Ihnen hören kann. Wir umarmen Sie Alle herzlich." Man schweigt, staunt, fragt: Ist Schiller Goethes Freund gewesen?

Was Goethes Herz in diesem Umgang entbehren mußte, entzog ihm Schillers egocentrisches Wesen. Was Goethes Geist entbehrt, folgt mehr aus seiner schicksalvollen Einsamkeit. Nicht Schillers eigene Arbeiten oder seine persönliche Insuffizienz entziehen Goethe den entscheidenden Beistand: sein eigenes Wesen trägt die Schuld. Darum fällt es nicht auf Schiller zurück, sondern auf Goethes absonderlichen Versuch eines geistigen Bundes, wenn Goethe, wie bei allen Entscheidungen seines äußeren, so auch bei allen Entscheidungen seines geistigen Lebens weiterhin eines Freundes entbehren muß. Auf keines seiner Werke hat Goethe ihm bestimmenden Einfluß gewährt, in keinem wesentlichen Punkte seinen Rath befolgt.

Emil Ludwig.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G m. b. H. in Berlin.

Für Inserate verantwortlich: A. Riehmann, Berlin.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstr. 66.